

Martin Hafen, Luzern

Luhmann und ich - zu den biographischen Auswirkungen der Auseinandersetzung mit Systemtheorie

Ich habe Niklas Luhmann nie persönlich getroffen. In den zwei Jahren zwischen meinem ersten Kontakt mit der soziologischen Systemtheorie, deren Grundlagen er erarbeitet hat, und seinem Tod, hat sich keine Gelegenheit für eine direkte Begegnung ergeben. Heute bedaure ich das. Damals ahnte ich zwar früh, dass der Theorie für meine weitere berufliche und persönliche Entwicklung eine gewisse Bedeutung zukommen würde, doch diese Ahnung war nicht so stark, als dass sie mich dazu bewogen hätte, den Kontakt zu Luhmann aktiv anzustreben. So musste ich mich auf die Beschreibungen anderer verlassen, wenn ich mehr über den berühmten Soziologen erfahren wollte. Neben seiner Sensibilität für historische Zusammenhänge, seiner analytischen Akribie und seiner begrifflichen Sorgfalt, die in seinen Schriften zum Ausdruck kommen, hätte es mir wohl vor allem sein trockener Humor und seine Ironie angetan, die von Leuten beschrieben wird, die ihn persönlich gekannt haben.

Wie dem auch sei: Auch ohne diesen direkten Kontakt hat Niklas Luhmann über sein Werk einen beträchtlichen Einfluss auf meinen Lebensweg gehabt, und die Anfrage für einen Beitrag zu dieser Denkschrift hat mir den Anlass dazu gegeben, mich systematischer mit diesem Einfluss auseinanderzusetzen und die diesbezüglichen Erfahrungen niederzuschreiben. Da diese Erfahrungen - so viel sei vorweggenommen - überwiegend, ja fast ausschliesslich positiver Art sind, mögen sie die eine oder den andern dazu motivieren, eine vertiefte Auseinandersetzung mit dieser ebenso abstrakten wie komplexen Theorie zu wagen.

Der erste Kontakt mit der Theorie

Der erste Luhmann-Text, mit dem ich konfrontiert wurde, war ‚Wirtschaft als soziales System‘ (Luhmann 1991). Er war Teil eines Readers in einem Proseminar für Wirtschaftssoziologie, das ich im ersten Semester meines Soziologiestudiums besuchte. Ich hatte das Soziologiestudium 1996 im Alter von 38 Jahren begonnen, und es war eine Reihe von biographischen Zufällen, die mir dies ermöglicht hatten. Geboren 1958 als Sohn eines Oberstufenlehrers und einer Hauswirtschafterin hatte ich eine weitgehend sorgenfreie Kindheit zusammen mit zwei Geschwistern in einem Vorort von Basel erlebt. Ein erstes Studium in Deutsch, Englisch und Geschichte wählte ich weniger aus Interesse an den besagten Fächern als aus dem Umstand, dass ich einen sozial (und vor allem: väterlicherseits) akzeptierten Rahmen für meine zeitaufwändige Tätigkeit als Spitzensportler im Tischtennis benötigte. Entsprechend machte ich keinen ernsthaften Versuch, das Studium erfolgreich abzuschliessen, sondern beendete es zeitgleich mit meiner Sportlerkarriere im Alter von 24. Was folgte, war eine zweieinhalbjährige Reise in Asien zusammen mit meiner Frau - eine grossartige Erfahrung, die einer gewissen Sorglosigkeit in Hinblick auf Existenzfragen und dem starken Schweizer Franken zu verdanken war. Nach unserer Rückkehr und der Geburt unseres ersten von drei Söhnen im Jahr 1987 war es an der Zeit, eine Ausbildung zu beginnen, die mir die Aussicht auf eine Beendigung meiner Teilzeitbeschäftigungen als Nachtwächter, Fitnesstrainer und Tischtenniscoach ermöglichte.

Ich wählte die Ausbildung zum Sozialarbeiter an einer Höheren Fachschule, die ich zwischen 1988 und 1991 absolvierte. Hier (und erst hier) wurde mein Interesse an Wissenschaft und Philosophie geweckt. Dieses Interesse blieb vorderhand unbefriedigt, da ich die nächsten fünf Jahre als Geschäftsleiter eines Dachverbandes von Suchthilfeeinrichtungen und Redaktor einer Suchtfachzeitschrift in Teilzeitanstellung sowie als Hausmann und Vater von mittlerweile 3 Söhnen verbrachte. Meine Frau bestritt den Rest unseres Lebensunterhaltes als Gymnastikpädagogin. Nach der Auflösung des besagten Fachverbandes erhielt ich ein Stipendium zugesprochen, das mir neben meiner Redaktions- und Hausmannstätigkeit ein Studium in Soziologie und Medienwissenschaft ermöglichte.

Einführung in die Systemtheorie

Der eingangs erwähnte Text zur Wirtschaft als soziales System beeindruckte mich durch seinen hohen Grad an Abstraktion und die nüchterne, wertfreie Art der Analyse. Beides hatte ich im Theorieunterricht an der Sozialarbeiterschule weitgehend vermisst. So zögerte ich nicht, mich einzuschreiben, als im zweiten Semester ein Seminar ‚Einführung in die Systemtheorie‘ angeboten wurde. Der Dozent war ein Soziologie, der zu Luhmann und Habermas habilitiert hatte und im Institut für Medienwissenschaft angestellt war. Er ist mir vor allem durch zwei Eigenschaften in Erinnerung geblieben: Seine Begeisterung für die soziologische Systemtheorie und seine Unfähigkeit, diese Begeisterung in einer Weise zu zügeln, die einer ‚Einführung in die Systemtheorie‘ angemessen gewesen wäre. So blieb das zu Beginn des Seminars formulierte Ziel - die gemeinsame Lektüre von ‚Soziale Systeme‘ (Luhmann 1994) - eine Illusion. Wir schafften es bis Ende Semester ca. auf Seite 170 (von gut 650 Seiten) und damit etwa in die Mitte des Kapitels zur doppelten Kontingenz. Im Seminar waren fünf Studierende eingeschrieben, von denen im Durchschnitt zwei nicht anwesend waren. Von den verbleibenden drei hatte meist nur ich den Text zur Vorbereitung wirklich gelesen, was mir eine Form von Privatunterricht mit Beisitz von zwei, drei Kommilitonen bescherte und dem Professor, dem leider viel zu früh verstorbenen Klaus Schrape, ausreichend Gelegenheit bot, mir etwas von seiner Begeisterung für die Theorie zu vermitteln. Diese Begeisterung hatte wie gesagt den Nachteil, dass er sich bei seinen Ausführungen im Seminar regelmässig in einem Mass in Details vertiefte, das mich (und erst Recht die andern Studierenden) überforderte und ein wirkliches Vorwärtkommen mit der Lektüre verunmöglichte.

Ein steiniger Weg

Meine zunehmende Begeisterung und eine aufkommende Ahnung in Hinblick auf die Leistungsfähigkeit der Systemtheorie motivierten mich dazu, ‚Soziale Systeme‘ im Zwischensemester eigenständig durchzuarbeiten. Die Bezeichnung ‚Arbeit‘ beschreibt die Lektüre dieses dichten Werks gut; noch besser träfe es wohl ‚Knochenarbeit‘. Ich hatte mir gleich zu Beginn des Studiums zur Gewohnheit gemacht, sämtliche rezipierten Texte für mich auf dem Computer zusammenzufassen. Die Suche nach eigenen Formulierungen zwang mich dazu, mich wirklich mit dem Inhalt auseinanderzusetzen und nicht nur über den Text hinwegzulesen. Bei Soziale Systeme schaffte ich auf diese Weise zu Beginn etwa drei Seiten Lektüre pro Stunde. Kaum ein Satz oder Abschnitt, den ich nicht zwei, drei oder sogar mehrere Male durchlesen musste, um nur eine Ahnung davon zu bekommen, was Luhmann gemeint haben könnte. Wie war das

nun mit der „Differenz von Identität und Differenz“ als neuer Leitdifferenz einer Theorie selbstreferentieller Systeme (Luhmann 1994, S. 15)? Und welches ist jetzt der exakte Zusammenhang zwischen der Differenz von Element und Relation und der Komplexität eines Systems, die Selektion bedingt und Kontingenz zur Folge hat (S. 45??)? - Ich zermarterte mein Gehirn im Zuge der Beschäftigung mit diesen Fragen. Formulierte Beispiele; verwarf sie wieder. Hatte Geistesblitze, die im nächsten Augenblick verpufften - ohne Donnerrollen und oft ohne eigentlichen Erkenntnisgewinn. Neben zahllosen Frustrationen gab es aber auch zunehmend Erfolgserlebnisse. Im Laufe der Lektüre wurde immer mehr Begriffe eingeführt, die zu Beginn des Buches ohne Erläuterung verwendet wurden, weil es ohne sie nicht möglich wäre, mit der Ausbreitung der Theorie zu beginnen. Immer mehr Aussagen erschienen nicht mehr völlig neu, sondern bezogen sich auf Textstellen weiter vorne im Buch, die man nun nachlesen und bisweilen auch präziser interpretieren konnte. So bildete sich in meinem Bewusstsein ein erstes, durch grosse Lücken durchsetztes, aber doch einigermaßen konsistentes Netzwerk von Begriffen, das als Referenzrahmen für die weitere Auseinandersetzung mit der soziologischen Systemtheorie diente und die Lektüre mit der Zeit beträchtlich beschleunigte.

Zeit der Vertiefung

In den folgenden Semestern des Studiums besuchte ich jede Veranstaltung in der Fakultät - sei es nun in Philosophie, Erziehungswissenschaften oder in Sprachwissenschaft - in der systemtheoretische Texte gelesen und diskutiert wurden. Das waren nicht viele Angebote, und ich stellte immer wieder fest, dass weder bei den Studierenden noch bei den Dozierenden vertiefte Kenntnisse der Systemtheorie vorhanden waren, die eine Diskussion über Teilaspekte der Theorie wirklich möglich gemacht hätten. Dieser Mangel an Möglichkeiten, Fragen zur Theorie stellen und diskutieren zu können, wurde in dem Moment behoben, als ich auf dem Internet die Luhmann-Mailingliste entdeckte. Die Liste war eine enorme Ressource für mich, weil hier eine Reihe von versierten Systemtheoretikern und einige wenige Systemtheoretikerinnen solche Fragen diskutierten und Diskussionsbeiträge von neuen, weniger versierten Listenmitgliedern wohlwollend aufgenommen wurden. Insbesondere Peter Fuchs, Soziologieprofessor an der Fachhochschule Neubrandenburg, wurde nicht müde, gut verständliche Antworten zu mehr oder weniger gescheiterten Fragen zu formulieren und immer wieder auf ontologische Kurzschlüsse hinzuweisen. Er war es auch, der an seinem Wohnort in Norddeutschland in regelmässigen Abständen mehrtägige Seminare zu einzelnen Themenbereichen der Theorie anbot, die einer weiteren Vertiefung in die Materie äusserst zuträglich waren. All dies wurde - unabdingbar - ergänzt durch die Lektüre zahlreicher Texte und Bücher zur Systemtheorie. Diese Lektüre ging zunehmend leichter von der Hand, wobei sich in Hinblick auf das generelle Verständnis der Inhalte so etwas wie eine Stufenbewegung manifestierte: Sobald sich die Gewissheit einstellte, die Theorie ‚nun wirklich verstanden‘ zu haben, dauerte es eine Weile, bis diese Gewissheit durch einen neuen Text aufs Ärgste strapaziert wurde. Dann ging es wieder los ging mit dem Grübeln und dem Suchen nach Beispielen, bis schliesslich das scheinbar sichere Wissensfundament wieder entsprechend angepasst war - bis zum nächsten Text oder einer erneuten Lektüre einzelner Kapitel aus ‚Soziale Systeme‘. Immerhin: Im Laufe der Jahre und mit zunehmender Orientierungssicherheit im Dickicht der Theorie wurden die Irritationen spezifischer, und das Gefühl, dass ich grundsätzliche Aspekte der Theorie nicht oder falsch verstanden habe, machte sich immer seltener breit.

Systemtheorie und mein Weg durchs Studium

Selbstverständlich war mein Soziologiestudium mehr als ein Systemtheoriestudium. Die frühzeitige und intensive Auseinandersetzung mit der Systemtheorie bot den grossen Vorteil, dass mir die Theorie einen zunehmend soliden Orientierungshintergrund für die Verortung der zahlreichen anderen soziologischen Theorien bot, mit denen ich im Verlauf des Studiums konfrontiert wurde. Die Frage, ob und wie bestimmte theoretische Konstrukte wie das Habituskonzept von Bourdieu, das Verständnis von Gemeinschaft und Gesellschaft bei Tönnies und die Anomietheorie von Durkheim mit den Mitteln der Systemtheorie Luhmanns reformulieren liessen, begleitete mich durch das Studium. Der Versuch, diese Frage zu beantworten, förderte nicht nur meine Erinnerungsleistung in Hinblick auf die verschiedenen Theorien; sie stärkte auch meine Fähigkeit, die Theorie aktiv zu nutzen - eine Fähigkeit, die mir im Verlauf meiner beruflichen Entwicklung immer wieder zum Vorteil gereichen sollte.

Bei aller Erweiterung meines soziologischen Theoriehorizontes fokussierte ich wenn immer möglich weiter auf die soziologische Systemtheorie und verfasste so ziemlich jede Haus- und Seminararbeit vor dem Hintergrund dieser Theorie. Das war nur möglich, weil die Empirie am Institut für Soziologie der Universität im Vergleich zu andern Instituten verhältnismässig gering gewichtet wurde und weil das Institut zu dieser Zeit das wohl am schlechtesten ausgerüstete soziologische Institut in ganz Europa war. Es verfügte gerade über eine ordentliche Professur und keinerlei Assistenzprofessuren. Der Institutsleiter war ein über alle Massen patriarchaler Entwicklungssoziologe, der in den späten 50er- und frühen 60er-Jahren publiziert und seit Mitte der 70er-Jahre kein Soziologiebuch mehr zur Kenntnis genommen hatte. Diesen Eindruck erweckte zumindest seine von Hand getippte Literaturliste, die er jahraus, jahrein in seinen Vorlesungen auf den Hellraumprojektor legte. Er war ein begeisterter Anhänger der soziologischen ‚Klassiker‘ von Durkheim über Tönnies und Max Weber bis allenfalls hin zu Habermas, wobei ihm dieser wegen seiner Nutzung des Systembegriffs schon ziemlich suspekt war. Luhmann bezeichnete er - wie Parsons - als weit überschätzten Begriffsakrobaten, dem es gelänge, auf Hunderten von Seiten mit hoch getriebenen Sätzen nichts anderes von sich zu geben, als das, was die ‚Klassiker‘ schon lange gesagt hätten. Inhaltlichen Diskussionen zur soziologischen Systemtheorie entzog er sich geflissentlich. Wenn es jedoch gelang, ihn zu einer Konkretisierung seiner Kritik an der Systemtheorie zu provozieren, zeigte sich, dass er die Theorie nicht einmal ansatzweise verstanden hatte. Dass er meine Fokussierung auf die Systemtheorie trotz seiner fachlichen Abneigung gegen Luhmann duldete, hing damit zusammen, dass er Studierende mochte, die ihr Studium mit Eifer verfolgten. Bei einer durchschnittlichen Studiendauer von 15 Semestern bis zum Lizentiat (dem Magister) in Soziologie war ein solches Engagement zu dieser Zeit (in den späten 90er-Jahren) offensichtlich eher die Ausnahme als die Regel. So liess er mich wohlwollend gewähren - mit der immer wieder mal geäusserten Zuversicht, ich werde den ‚richtigen Weg‘ schon noch finden, wenn ich mich mal ausreichend in die soziologischen Klassiker eingelesen hätte.

Systemtheorie als Grundlage für eine Reflexionstheorie der Prävention

Wenn es dem Ordinarius auch nicht gelang, mir meine Begeisterung für die Luhmannsche Systemtheorie auszutreiben, so hatte er in einer andern Hinsicht durchaus einen Einfluss auf mich: Ob in Vorlesungen oder Oberseminaren - er war immer bestrebt, seine Referenztheorien mit aktuellen Beispielen aus dem Alltag zu verknüpfen, die er den Tageszeitungen und vor al-

lem dem Fernsehen entnahm, dem er offensichtlich reichlich zusprach. Kombiniert mit herausragenden rhetorischen Fähigkeiten vermittelte er den Eindruck einer alltagstauglichen Nutzbarkeit von Soziologie. Dies bestärkte mich in meinem Bestreben, die Theoriearbeit nicht nur zum Selbstzweck zu betreiben, sondern die Theorie konsequent für ein besseres Verständnis der hoch komplexen Phänomene zu nutzen, die der Alltag unablässig offerierte. Das Phänomen, das ich in der Folge vor allem einer umfassenden systemtheoretischen Analyse unterzog, war die Prävention. Ich war durch meine Tätigkeit als Redaktor einer Suchtfachzeitschrift immer wieder mit dem Phänomen konfrontiert worden und hatte dabei zunehmend den Eindruck gewonnen, dass die Prävention zwar zunehmend empirisch erforscht wurde, dass eine theoretische Auseinandersetzung mit diesem Handlungsfeld jedoch bestenfalls fragmentarisch, d. h. in Hinblick auf bestimmte Präventionsthemen wie Sucht oder Gewalt erfolgte. Dass ich in der Folge die Entwicklung von Grundlagen einer themenübergreifenden Präventionstheorie als Thema meiner Lizentiatsarbeit bestimmte, hatte aber noch einen andern Grund: Mein Vorgänger bei der Redaktionsleitung der Suchtfachzeitschrift arbeitete seit einiger Zeit als Dozent an einer Fachhochschule, wo er Prävention unterrichtete. Als er mir im Rahmen eines Telefongesprächs mitteilte, dass der den Auftrag bekommen habe, einen Weiterbildungslehrgang zu Prävention und Gesundheitsförderung zu entwickeln, fragte ich ihn, welche theoretische Grundlage er dafür zu nutzen gedenke. Meine Frage löste bei ihm Verunsicherung aus. Ja, halt die vorhandenen themenspezifischen Theorien und vielleicht ein wenig Organisationsentwicklungstheorie für den setting-orientierten Präventionsansatz, war die Antwort. Und gleich danach: „Könntest du nicht im Rahmen deines Studiums etwas Übergreifendes erarbeiten, mit dem sich die chaotische Begrifflichkeit in diesem Feld ordnen liesse?“

So wurde die Idee konkretisiert, auf der Basis der soziologischen Systemtheorie die Grundlagen für eine themenübergreifende Theorie präventiver Massnahmen zu erarbeiten, mit der sich die zahllosen Einzeltheorien zu spezifischen Präventionsthemen integrieren liessen. Eine vertiefte Recherche zeigte denn auch, dass es etwas Ähnliches weder im deutschen noch im englischen Sprachraum gab. So machte ich mich daran, das zu erarbeiten, was in der Sprache der Systemtheorie (Luhmann 2002, S. 199) als Reflexionstheorie der Prävention bezeichnet werden kann. Mein Bestreben war durchaus fruchtbar. Mit ihrem umfassenden Instrumentarium, ihrem hohen Abstraktionsgrad und ihrem Potenzial nicht nur als Theorie sozialer, sondern auch als Theorie psychischer Systeme eignete sich die Systemtheorie bestens zur Beschreibung der Prävention. Mir ist bis heute keine Theorie bekannt, mit der sich dieses Unterfangen nur annähernd so gut hätte realisieren lassen.

Aufgrund der immensen Komplexität und Vielfalt dieses Handlungsfeldes erwies sich der Umfang einer Lizentiatsarbeit als bei weitem nicht ausreichend für die Erarbeitung einer umfassenden Theorie präventiver Massnahmen. So beantragte ich ein Stipendium zur Weiterführung meines Unterfangens bei einer privaten Stiftung im Umkreis der Universität Basel und bekam dieses zugesprochen, mit dem Verweis auf die „vorbildliche Verbindung von Theorie und Praxis“, die sich im Konzept offenbarte. Nach Abschluss meines Lizentiats war ich an der Fachhochschule Luzern - Soziale Arbeit im Fachbereich Prävention in einem Teilzeitpensum angestellt worden. Hier konnte ich meine präventionstheoretischen Grundlagen in der Grundausbildung, in der Weiterbildung, in der Forschung und in der Arbeit mit Präventionsprojekten nutzen und nebenbei die sich laufend ergebenden neuen Fragen im Rahmen meiner Dissertation abarbeiten. Das war ein geradezu idealtypisches Zusammenspiel von Theoriebildung, Forschung, Lehre und Praxis, das nur einen Nachteil hatte: den ständig wachsenden Umfang meiner Dissertation. Diese schloss ich 2004 mit einer erfolgreich absolvierten Verteidigung ab und publizierte den Wälzer (Hafen 2005a) mit seinen fast 700 Seiten im folgenden Jahr bei Carl Auer.

Auswirkungen auf die soziale Adresse

Nach Abschluss der Dissertation und mit dem steigenden Alter der Kinder baute ich mein Pensum an der Hochschule kontinuierlich bis zu 100% aus. Auch war ich bestrebt, meine Themenspektrum in Aus- und Weiterbildung über die Prävention hinaus zu erweitern und erarbeitete in den nächsten Jahren formähnliche Reflexionstheorien zur Sozialen Arbeit in der Schule (Hafen 2005b) und zur Nachhaltigen Entwicklung (Hafen 2010) sowie ein Buch zum Gesundheitsbegriff (Hafen 2009) und ein Lehrbuch zur Prävention für den Unterricht, das ich von meiner Dissertation herleitete (Hafen 2007/2013). Mein konsequenter Bezug zur Systemtheorie Luhmanns brachte mir schnell die Bezeichnung ‚Systemtheoretiker‘ ein. Wie schon an der Uni war diese Adressierung mit Bewertungen verknüpft. Auf der einen Seite wurde und wird meine Theoriearbeit geschätzt und die Leistungsfähigkeit dieses reflexionstheoretischen Ansatzes gewürdigt; auf der andern Seite war auch lange eine gewisse Skepsis gegenüber diesem monotheoretischen Zugang zu spüren. Mittlerweile, nach 12 Jahren an der Fachhochschule, hat sich die Skepsis weitgehend gelegt. Das zeigt sich unter anderem daran, dass die Systemtheorie und die davon abgeleitete ‚systemische Präventionstheorie‘ auch zunehmend als theoretische Grundlage für die Soziale Arbeit anschlussfähig werden und mein Einfluss auf die Curriculumsentwicklung steigt. Insgesamt lässt sich sagen, dass mein (zumindest zu Beginn weitgehend unbewusster) Entscheid, die Systemtheorie konsequent als Referenztheorie zu nutzen, meine Inklusionsfähigkeit in beruflicher Hinsicht mehrheitlich positiv beeinflusst hat. Die negativen Erfahrungen, die Systemtheoretiker und Systemtheoretikerinnen in universitären Kontexten bisweilen machen, sind mir glücklicherweise erspart geblieben. Das mag zu einem Teil mit der spezifischen Struktur der schweizerischen Fachhochschulen zusammenhängen, die sich von den Universitäten viel stärker unterscheiden als in Deutschland. Andererseits wurde innerhalb meiner Fachhochschule auch realisiert, dass die Fokussierung auf soziologische Systemtheorie Kenntnisse in andern soziologischen Theorien und in andern Disziplinen nicht ausschliessen muss. Da die Prävention mit ihrer immensen Themenvielfalt zwangsläufig ein hochgradig interdisziplinäres und bisweilen auch transdisziplinäres Handlungsfeld darstellt, bestand von meiner Seite her immer auch eine grosse Motivation, mich in andern Fachgebieten umzuschauen und die Erkenntnisse mit Bezug auf den mir zur Verfügung stehenden umfassenden system- und präventionstheoretischen Orientierungsrahmen zu verorten.

Die Fachhochschulen zwischen Wissenschaft und Praxis

Ein weiterer zentraler Faktor für die Inklusionsfähigkeit einer dozierenden Person in eine Schweizer Fachhochschule ist die Anschlussfähigkeit ihrer Themen bei den Studierenden. Die Schweizer Hochschulen für Soziale Arbeit haben sich in den letzten Jahrzehnten von extrem praxis-orientierten Ausbildungsstätten zu Fachhochschulen entwickelt. Der hohe Praxisbezug in Ausbildung, Weiterbildung und Forschung ist ein wichtiges Unterscheidungskriterium zu den Universitäten geblieben, das keinesfalls preisgegeben werden darf. Trotzdem brachte und bringt die Einstufung zuerst als Höhere Fachschule und dann als Fachhochschule auch das Erfordernis eines verstärkten Wissenschaftsbezuges mit sich. Dieser Wissenschaftsbezug ist vielerorts noch deutlich ausbaufähig. Das zeigt sich unter anderem daran, dass bei meinem Eintritt in die Luzerner Sozialarbeitshochschule im Jahr 2001 noch mehr als die Hälfte des Lehr-

körpers nicht über eine akademische Ausbildung verfügte. Heute werden zwar mehrheitlich Dozierende mit Promotion neu angestellt, doch es gibt immer noch viele Kolleginnen und Kollegen, die aufgrund ihrer Praxiserfahrung und nicht aufgrund von akademischen Meriten an der Hochschule tätig sind. Dieser Umstand bringt es mit sich, dass das Curriculum der Ausbildungsgänge in Sozialer Arbeit und der Unterricht sehr praxis-orientiert ausfallen. Dazu kommt, dass die Weiterbildung in der Schweiz einen sehr hohen Stellenwert besitzt und die entsprechenden Programme einen beachtlichen Anteil am Hochschulbudget ausmachen. Insgesamt sieht man sich als Dozierender in Aus- und Weiterbildung mit Studierenden konfrontiert, die zwar weniger offen theorie-feindlich sind als zur Zeit meiner Sozialarbeitsausbildung, deren Belastbarkeit in Hinblick auf theorie-bezogene Abstraktion jedoch nach wie vor eher gering ist. Originaltexte von Autoren und Autorinnen aus den Bezugswissenschaften der Berufsfelder überfordern die meisten Studierenden, so dass es einer ausgeprägten Übersetzungskompetenz bedarf, wenn man eine so abstrakte Theorie wie die soziologische Systemtheorie als Grundlage für den Unterricht einführen möchte. Und vor allem in der Präventionsweiterbildung bin ich mehrheitlich mit Studierenden konfrontiert, die seit Jahren im Gesundheits- oder im Sozialbereich arbeiten und ihre Grundausbildung vor vielen Jahren gemacht haben.

Systemtheorie erklären

Das alles bedeutet nicht, dass man den Studierenden keine abstrakten und komplexen Sachverhalte zumuten kann. Wie die meisten Studierenden in der Grundausbildung wollen auch die Leute in der Weiterbildung gefordert werden, und auch eine gelegentliche Überforderung kann durchaus ein angemessenes didaktisches Mittel sein. Trotzdem braucht es eine gut entwickelte Kompetenz, abstrakte Sachverhalte anschaulich zu machen, wenn man verhindern will, dass die gelegentliche zu einer dauerhaften Überforderung wird, welche die Lernmotivation lähmt und die Chance auf Wissensgewinne reduziert. Ein wichtiges Element dieser Übersetzungskompetenz, ist die Fähigkeit, Beispiele für die Erläuterung abstrakter Sachverhalte zu finden. Studierenden klar zu machen, dass nicht der Mensch, sondern die Kommunikation kommuniziert (Luhmann 1998a, S. 19) oder ihnen ein ‚System‘ als Einheit der Differenz von System und Umwelt nahe zu bringen, ist ohne instruktive Beispiele kaum möglich, da diese theoretischen Konzepte weit weg von unserer ontologisch geprägten Alltagsbeobachtung sind. Erklärt man ihnen jedoch, um ein Beispiel zur Illustration aufzuführen, dass ein System ohne relevante Umwelt genau so wenig als System fassbar ist, wie ein Loch ohne Referenz auf seinen Rand (oder themenbezogen: Gesundheit ohne Referenz auf Krankheit), dann reicht dies in der Regel, um zumindest eine Ahnung zu generieren, was mit der Differenzorientierung der Systemtheorie gemeint sein könnte und wie dieser Ansatz für die Klärung von Begriffen nutzbar gemacht werden kann.

Der Einstieg in den Theorieunterricht

Eine weitere Herausforderung bietet jeweils der Einstieg in den Theorieunterricht. Da die Theorie angesichts ihres Abstraktionsgrades und ihrer Komplexität keine lineare Darstellung erlaubt (Luhmann 1994, S. 10), braucht es eine Entscheidung, mit welchem Theoriestück man in den Unterricht einsteigen will. Ich beginne in der Regel mit dem Beobachtungsbegriff, auch um die konstruktivistische Position der Systemtheorie zu erläutern, die ich gerne an den Anfang des Unterrichts stelle. Damit lässt sich dem in praktischen Handlungsfeldern wie der Sozialarbeit oder der Prävention oft schlecht ausgebildeten Kontingenzbewusstsein und der damit verbundenen Tendenz zur Moralisierung entgegen treten. Im gleichen Zug kann auch

die Kontingenz der systemtheoretischen Perspektive selbst betont werden. Die nach diesem Einstieg eingeführten systemtheoretischen Grundlagen (Sinn, System, Umwelt, Struktur, Selbstreferenz/Fremdreferenz, operative Geschlossenheit, Inklusion/Exklusion, Person/soziale Adresse, Kommunikation, Systemtypen etc. pp.) werden im nachfolgenden Unterricht dann zur Herleitung der praxisbezogenen Reflexionstheorien der Prävention oder der Sozialen Arbeit beigezogen. Vor diesem system- und reflexionstheoretischen Hintergrund lassen sich im weiteren Verlauf der Ausbildungsmodule und Weiterbildungsprogramme all die weiteren theoretischen Ansätze verorten, mit denen die Studierenden (gerade auch durch andere Dozierende) konfrontiert werden. Die Systemtheorie und die davon abgeleiteten Reflexionstheorien können von den Studierenden so als Orientierungsrahmen genutzt werden, der ihnen hilft, sich in der kaum überschaubaren Vielfalt an theoretischen Begründungen in den jeweiligen Handlungsfeldern zurechtzufinden. Diese Funktion der Orientierungshilfe ist das, was die Studierenden an der deutlichen (system-)theoretischen Schwerpunktsetzung in meinem Unterricht am meisten schätzen. Immer wieder gibt es aber auch Studierende, die sich zu einer vertieften Auseinandersetzung mit der Systemtheorie motivieren lassen und sich dann auch an die Originaltexte wagen.

Die Auswirkungen der Theorie auf mein Weltbild ...

Die intensive Auseinandersetzung mit der soziologischen Systemtheorie hat sich nicht nur auf meinen beruflichen Werdegang, sondern auch auf mein persönliches Weltbild ausgewirkt. ‚Die Theorie bestimmt, was wir sehen‘, formulierte Einstein mit Blick auf die Physik. Der Satz gilt ohne Frage auch für soziologische Theorien. Mein Blick auf die Welt ist richtiggehend formatiert durch die Unterscheidungen der Systemtheorie. Was auch immer ich im Alltag mit einer gewissen Aufmerksamkeit beobachte: Die Beschreibungen, Erklärungen und Bewertungen des beobachteten Phänomens orientieren sich automatisch an der Systemtheorie, und ich muss mich aktiv um einen andern Beobachtungshintergrund bemühen, wenn ich die Welt anders sehen will. Während dieser Perspektivenwechsel mit Referenz auf andere Theorien (etwa Habermas, Bourdieu, Marx etc.) noch einigermaßen einfach machbar ist (sofern die entsprechenden theoretischen Kenntnisse ausreichen), gelingt es mir kaum noch, die Welt so zu sehen, wie ich sie vor meiner Auseinandersetzung mit der Systemtheorie gesehen habe. Was sich durch die Theorie im Vergleich zu früher deutlich verändert hat, ist das Kontingenzbewusstsein, das durch die konstruktivistische Grundausrichtung der Theorie deutlich angestiegen ist. Dieses gestärkte Bewusstsein, dass man die Dinge auch anders sehen kann und dass es sehr wahrscheinlich ist, dass andere Beobachter die Dinge auch wirklich anders sehen, hat zu einer Gelassenheit geführt, die ich insgesamt als sehr angenehm empfinde. Obwohl ich bei Themen, die mir persönlich wichtig sind, immer noch versuche, andere von meiner Position zu überzeugen, kann ich besser damit umgehen, wenn mein Vorhaben nicht gelingt. Auch habe ich nicht mehr das Gefühl, die Welt zum ‚Guten‘ verändern zu müssen. Die These der Unsteuerbarkeit evolutionärer Entwicklung erscheint mir hochgradig plausibel und hilft mir, gesellschaftliche Vorgänge als Ergebnis eines hyperkomplexen Zusammenspiels zahlloser operativ geschlossener Systeme zu verstehen und meine Beeinflussungsversuche als winziges Moment zahlloser Einflüsse, die zu den (immer nur selektiv beobachtbaren) Entwicklungen führen.

... und die Frage nach den Interventionsmöglichkeiten

Auf der andern Seite bin ich mir durchaus bewusst, dass ich in andern Systemen Wirkungen erzeuge, sobald ich zur relevanten Umwelt dieser Systeme werde. So habe ich genauso einen Einfluss auf meine Familie und die psychischen Systeme meiner Frau und meiner Kinder wie auf meine Hochschule als Organisation, die Unterrichtssysteme, in die ich eingebunden bin und zahllose weitere Systeme, mit denen ich strukturell gekoppelt bin und so zur relevanten Umwelt werde. Dieser Einfluss ist nie direkt-kausal und die Beobachtung des Einflusses bleibt immer eine soziale oder psychische Konstruktion, die andere Einflussfaktoren ausblendet und daher kontingent ist. Ich bin mir auch bewusst, dass es immer die jeweiligen Systeme sind, die bestimmen, ob und welchen Einfluss ich auf sie habe. Trotzdem bestehen Einflussmöglichkeiten und es ist nicht egal, mit welchen Verlautbarungen soziale Systeme konfrontiert werden, wenngleich es letztlich die Systeme sind, welche die individuellen Verlautbarungen als kommunikatives Handeln ausflaggen und mir als Person diese Handlung zurechnen und dies vielleicht in einer Art und Weise, die meinen psychischen Intentionen nicht entspricht. An einem Beispiel: Ich gestalte den Unterricht oder ein Präventionsprojekt nicht; diese Systeme gestalten sich selbst. Trotzdem übe ich als hochrelevante psychische und körperliche Umwelt einen Einfluss auf diese Systeme und ihre Strukturierung aus. Diese Strukturierung wiederum ist entscheidend dafür, welchen Einfluss diese sozialen Systeme auf die psychischen und sozialen Zielsysteme ausüben können - einen Einfluss, der den gleichen einschränkenden Bedingungen unterworfen ist, wie mein individueller Einfluss auf die sozialen Systeme. Ich führe diese Aspekte hier etwas detaillierter aus, weil sich mit ihnen ‚Interventionspessimismus‘ spezifizieren lässt, welcher der Systemtheorie gerne zugeschriebene. Das hilft, die privaten und professionellen Einflussmöglichkeiten realistischer einzuschätzen - eine Fähigkeit, die gerade für Präventionsfachleute wichtig ist, da sie im Verlauf ihrer professionellen Tätigkeit gerne von umfassenden Weltverbesserungs- zu Ohnmachtsphantasien übergehen, weil all die Probleme, die mit den präventiven Aktivitäten verhindert werden sollen, weiterhin bestehen. Dabei lassen sich mit gut gestalteter Prävention bei Individuen und sozialen Systemen durchaus Wirkungen erzeugen, die im Sinne der Prävention ausfallen, wenngleich die wissenschaftliche Messung dieser Wirkungen eine anspruchsvolle Aufgabe und in vielen Fällen aufgrund zu kleiner Fallzahlen gar nicht möglich ist.

Wertefragen

Weiter hat die Systemtheorie meinem privaten und professionellen Umgang mit Werten und ethischen Fragestellungen nachhaltig geprägt. Dass auch diese Fragen und die Antworten darauf kontingent sind, ist aus der Perspektive der soziologischen Systemtheorie evident. Das führt aber nicht zu einem Wertezerfall, sondern zu einer reflektierten Auseinandersetzung mit Wertefragen. Das Verständnis von ‚Ethik als Reflexionstheorie der Moral‘ (Luhmann 1998b) hat bei mir persönlich keineswegs dazu geführt, dass ich nicht mehr zwischen ‚gut‘ und ‚schlecht‘ unterscheide. Ich gehe aber im Vergleich zu früher nicht mehr davon aus, dass meine Wertungen - so ‚edel‘ und gut begründet sie mir auch erscheinen mögen - die einzig richtigen seien. Kontingenzbewusstsein ist auch hier das Schlagwort. Es hilft mir die Relativität meiner Werthaltungen zu sehen und reduziert den Impetus, Personen mit andern Werthaltungen mit Moral zu überziehen. Dadurch, dass ich mich für eine bestimmte Werthaltung entscheide, übernehme ich auch die Verantwortung für diese Haltung und die Handlungen, die sich daran orientieren. Insgesamt erscheint es offensichtlich, dass ein entsprechender Umgang mit Werten auch für die Prävention angezeigt ist. Diese ist unablässig mit Wertfragen konfrontiert und verlässt sich (wie die Soziale Arbeit im Übrigen auch) zu oft auf vorgegebene Werte, die

scheinbar nicht hinterfragt werden können. Wenn immer das geschieht, liegt die Inanspruchnahme von Moral nahe, um den Werten zur Durchsetzung zu verhelfen, was sich auf die Wirkung der Prävention gemeinhin eher negativ als positiv auswirkt. Umso wichtiger ist es auch in professionellen Kontexten, dass Wertefragen immer wieder neu aufgenommen und diskutiert werden. Die gewählten wertbezogenen Haltungen basieren dann auf begründeten Entscheidungen, für die die Fachleute die Verantwortung übernehmen können, ohne dabei auszuschliessen, dass sich auch die Werthaltungen mit der Zeit verändern können.

Abschliessende Bemerkungen

Wenn ich auf die 17 Jahre seit der ersten Konfrontation mit der soziologischen Systemtheorie zurückblicke, dann bereue ich den Entscheid nicht, bereits in der ersten Phase meines Studiums den Fokus auf diese Theorie zu richten. Die Systemtheorie hat mir (als Spätstudierendem) einen beruflichen Werdegang eröffnet, der in dieser Form ohne meine umfassende Nutzung der Theorie nicht möglich gewesen wäre. Andererseits habe ich auch gelernt, dass es in bestimmten Kontexten (z.B. der Eingabe von Forschungsprojekten) auch klug sein kann, die Fokussierung auf Systemtheorie ein wenig in den Hintergrund zu stellen. Zudem bringt mich die Auseinandersetzung mit andern Theorien in Soziologie, Philosophie, Psychologie etc., auch als Systemtheoretiker weiter, und ich bedaure, dass ich in der Zeit vor meinem Soziologiestudium fast ausschliesslich Belletristik gelesen und mich kaum mit Theorien auseinander gesetzt habe. Schliesslich schätze ich auch den Einfluss, den die Theorie auf meine persönliche Entwicklung gehabt hat. Die theorie-geleitete Beobachtung der Welt hat meine privaten und beruflichen Orientierungssicherheit erhöht und mich gleichzeitig mit einem gut entwickelten Kontingenzbewusstsein ausgestattet, das mir ermöglicht, der Entwicklung der Dinge gelassener gegenüber zu stehen, als dies vor meinem ersten Kontakt mit der Theorie der Fall war. Ich kann andern daher nur empfehlen, sich auf das Abenteuer einer vertieften Auseinandersetzung mit der soziologischen Systemtheorie einzulassen - im vollen Bewusstsein, dass sich die Erfahrungen von den meinen unterscheiden werden. Ob im guten oder schlechten, das kann nur die Zukunft (resp. die zukünftige Gegenwart) zeigen.

Erwähnte Literatur

Hafen, Martin (2005a): Systemische Prävention. Grundlagen für eine Theorie präventiver Massnahmen. Heidelberg

Hafen, Martin (2005b): Soziale Arbeit zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Ein theorie-geleiteter Blick auf ein Praxisfeld im Wandel. Luzern

Hafen, Martin (2007): Grundlagen der systemischen Prävention. Ein Theoriebuch für Lehre und Praxis. Heidelberg

Hafen, M. (2009): Mythologie der Gesundheit. Für eine Integration von Salutogenese und Pathogenese. 2. unver. Auflage. Heidelberg

Hafen, M. (2010): Gesundheitsförderung, Prävention und Nachhaltige Entwicklung – Gemeinsamkeiten und Unterschiede. Eine systemtheoretische Analyse von drei Konzepten der Zukunftsbeeinflussung. Luzern

Hafen, Martin (2013): Grundlagen der systemischen Prävention. Ein Theoriebuch für Lehre und Praxis. 2., vollständig überarbeitete Auflage. Heidelberg

Luhmann, Niklas (1991): Wirtschaft als soziales System. In: ders., Soziologische Aufklärung, 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme. Opladen: 204-231

Luhmann, Niklas (1994): Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. 5. Auflage. Frankfurt am Main

Luhmann, Niklas (1998a): Was ist Kommunikation? In: Fritz B. Simon, Lebende Systeme. Wirklichkeitskonstruktionen in der systemischen Therapie. 2. Auflage. Frankfurt am Main: 19-31

Luhmann, Niklas (1998b): Ethik als Reflexionstheorie der Moral. In: ders., Gesellschaftsstruktur und Semantik. Bd. 3. 2. Auflage. Frankfurt am Main: 358-447.

Luhmann, Niklas (2002): Das Erziehungssystem der Gesellschaft. Herausgegeben von Dieter Lenzen. Frankfurt am Main

Autor:

Prof. Dr. Martin Hafen, Dozent und Projektleiter an der Hochschule Luzern - Soziale Arbeit, Institut für Sozialmanagement, Sozialpolitik und Prävention, Werftstr. 1, 6002 Luzern, Email: martin.hafen@hslu.ch